

# Die erzieherischen Werte des Grammatikunterrichts

Autor(en): **Parmil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **27 (1940)**

Heft 15: **Grammatik**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-537502>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# SCHWEIZER SCHULE

HALBMONATSSCHRIFT FÜR ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

OLTEN + 1. DEZEMBER 1940

27. JAHRGANG + Nr. 15

## Die erzieherischen Werte des Grammatikunterrichts

In Basel war's, an einem der wunderbaren Oktobermorgen der vergangenen Woche. Die Realschulknaben, denen ich Religionslehre zu geben hatte, waren von auffallend froher Stimmung, wie es bei Schülern nicht gewöhnlich ist, am Anfang eines Wintersemesters, wenn die Sonne spöttisch ihre nachsommerlichen Ferienfratzen in die Herbstfarben hineinschneidet. Ich fragte die heitere Bande, ob sie für selben Morgen interessante Fächer auf dem Programm hätten. „Ja“, bekam ich zur Antwort, „wir haben Deutsch, und Deutsch haben wir gern, wenn's nur nicht Grammatik ist“. Dieses Urteil hörte ich nicht zum ersten Male, und der Widerwillen gegenüber der Grammatik war mir bekannt.

Alle Untersuchungen, die man über die Beliebtheit und Unbeliebtheit der Schulfächer vorgenommen hat, brachten als Ergebnis die negative Bewertung des Grammatikunterrichts. Hätte es sich um vereinzelte Forschungen gehandelt, so könnte man an eine Wirkung verfehlter Methoden denken; aber die Umfragen wurden in breitem Umfang durchgeführt, an verschiedensten Schulen, bei allen Altersstufen. Bewährte Methodiker wie M. Lobsien, W. Stern, O. Pommer und G. Brandell haben die Erhebungen und ihre Resultate geprüft und veröffentlicht. Den Grammatiklehrer muss es peinlich berühren, in den Uebersichtstabellen sein Fach immer wieder unter den Benennungen von Grammatik, Rechtschreiben, Sprachlehre neben der ebenfalls unsympathischen Geometrie auf der unter-

sten Stufe der Bewertung zu finden. Einige Schülerurteile sind sogar von hemmungsloser Schärfe. „Sprachlehre“, schreibt eine Schülerin der siebenten Klasse, „scheint mir wertlos. Ich glaube nämlich, dass die wichtigsten Teile der Sprache auch ohne Lernen von Regeln richtig geschrieben und gesprochen werden.“ Ein Knabe „wünscht die Sprachlehre dahin, wo der Pfeffer wächst“. Die Begründungen der jungen Welt lassen sich auf vier zusammenziehen: Unlust, Langweiligkeit, ungenügende Anlage, Schwierigkeit. Im Grunde erklärt die Unlust alle Abneigung. Die letzte Ursache aber der Unfreude und des Widerwillens deckt eine Lehrerin in folgenden Worten auf: „Das Fach liegt ausser dem Horizont der Kinder und gibt ihrer Phantasie keine Nahrung“.

Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, ob ein unbeliebtes Fach erzieherische Werte haben könne. Ist die Betätigung der Schüler an einem solchen Stoff nicht beständig ein Zwang? Das Aufgezwungene aber bleibt nur an der Aussenseite der Seele. Einzig was geliebt wird, steigt in die Tiefen des Innern. Die Autorität der Lehrer mag es erreichen, die jugendlichen Geister einigermaßen an das Gezwungene zu fesseln. Doch liegt die ganze Reaktion der Schüler im unaufhaltsamen Streben nach Befreiung von Zwang und Fesseln. Erzieherisch aber wirkt nur, was in Herz und Wille aufgenommen wird.

Das Erste bestünde also darin, dass für den Grammatikunterricht ein Mindestgrad von Beliebtheit errungen werden könnte.

An der Möglichkeit eines solchen Erfolges haben ganze Generationen von Jugendbildnern gezweifelt. Auch hat man die Schwierigkeit einfach umgangen und sich an den eben angeführten Wunsch der Siebtklässlerin gehalten: man pflegte das Lesen von ausgewählten Stücken und liess die Grammatikkunde allmählich durch das Ohr zur Wissensgewohnheit werden. Warum nicht? Wie viele Schriftsteller haben sich ihr höheres Kunsttalent durch Lesen von Meisterstücken vervollkommt! Heinrich Federer, regte er nicht seinen ästhetischen Sinn immer wieder an schöner Literatur und an seinem Klavier an? Ich erinnere mich an die bescheidene Bücherei seiner „Lachweiler“ Kaplaneistube, die nur Vorzügliches enthielt, und an seine Mussestunden am Piano, wo er mit Lehrer Giezendanner vierhändig die schönsten Werke von Mozart, Haydn und Beethoven spielte. Und in seinem Asthmaleiden, was las er wohl anderes „am Fenster“ als fein durchsonnene und wohlklingende Anregungsliteratur? Dabei blieb er doch der ganz persönliche Schweizererzähler. Wie sollten die Kinder den Sinn der Wörter, ihre Form, ihre launenhaften Gestaltungen und ihre Musik nicht auf die gleiche Art und Weise sich aneignen können? An der Literatur haben sie Freude; das Lesen ist ihnen Vergnügen; die grammatikalischen Erklärungen stören sie nicht mehr im ästhetischen Genuss; und der Zweck der Sprachkenntnis wird sozusagen unbewusst doch erreicht.

Sozusagen „unbewusst“! Dieses Wörtchen „unbewusst“ reisst die ganze Beweisführung wieder auseinander. Eine unbewusst erworbene Sprachkenntnis, das wäre etwas wie eine mühelose Angewöhnung, über die man sich aber selbst nicht Rechenschaft geben könnte. Ein unbewusstes Wissen ist aber in Wirklichkeit kein Wissen. Ein Autolenker, so geschicklich er den Wagen auch führen mag, wenn er den Mechanismus und seine Gliederung nicht bewusst kennt, ist doch

kein eigentlicher Automobilist. Versagt irgendein Glied des Wagens, so muss er in die Werkstätte fahren, um den Fachmann, den Techniker anzurufen. Jede Sprache ist eine Art höherer Technik. Solange man diese nicht bewusst und in allen ihren Einzelheiten kennt, bleibt man ein „Nicht-Eingeweihter“, und folglich unsicher in der „Handhabung“ des Werkzeugs. Diese Unsicherheit kann zu einer bedenklichen Hemmung werden.

Wir wollen gewiss nicht leugnen, dass es Menschen gibt, die schon in jugendlichen Jahren, aus einer natürlichen Begabung heraus, ihre Muttersprache in gefälliger Weise sprechen und schreiben. Es gibt in den Kollegien sogenannte „Kanonen“ des Aufsatzes. Sie setzen sich an die Arbeit, und Schilderung oder Erzählung oder Abhandlung legen sich in schwungvoller Folge aufs Papier. Mit der Korrektheit und Rechtschreibung nimmt es mehr als einer dieser „geborenen Schriftsteller“ nicht sehr genau. Diese Formsorgen gelten in ihren Augen als bedeutungslose Kleinigkeiten, über die sich ihre „verständige Grosszügigkeit“ spöttisch hinwegsetzt. Und doch möchten sie nicht mit „ungeschnürten Schuhen“ auf die Strasse. Was die Anstandsformen im gesellschaftlichen Leben bedeuten, das bedeuten die grammatikalischen Gesetze für die Sprache. Sie sind Form, ohne die keine Aesthetik vollkommen ist. Der wahre Sprachkünstler weiss es und wagt sich deshalb nicht vor den Leser ohne die grammatikalische Vollendung. Wahre Kunst paart sich immer mit Feingefühl und Selbstachtung; der wirklich geborene Künstler kann in seinen Arbeiten nichts Ungeordnetes oder Unvollkommenes ertragen: er schämt sich dessen und fühlt sich gehemmt, vor der Oeffentlichkeit mit Blößen zu erscheinen. Solange er in Wort und Schrift der grammatikalischen Richtigkeit nicht bewusst sicher ist, leidet er. Jene Sicherheit aber erwirbt er sich nur dank der ersten Durchschulung in Grammatik.

Sicher zu sein im Sprechen und Schreiben, der Vorteil ist unermesslich. Schüler der oberen Stufe dürften darin einen genügenden Grund finden, um sich dem Grammatikunterricht mit Interesse zu widmen. Der junge Mensch, der etwas darauf legt, sich fehlerfrei und gewählt in seiner Muttersprache auszudrücken, wird die Mühe nicht scheuen, sich die Regeln eines guten Deutsch anzueignen, und wenn sie noch so trocken wären.

Nun aber: mit der landläufig anerkannten Trockenheit des Grammatikunterrichts hat es doch auch seine Bewandnis. Die alte „Lernschule“ pflegte das deduktive Verfahren. Die grammatikalischen Regeln waren in knapper Form angeführt und mussten auswendig gelernt werden. Die Beispiele des Buches oder der Wandtafel waren ebenso viele angewandte Uebungen, die zur Einprägung der Regeln dienen sollten. Diese Methode ging genau den entgegengesetzten Weg des Lebens. Die Grammatik ist nicht wie die Geometrie aufgebaut worden. Letztere ist ihrem eigentlichen Wesen nach eine deduktive Wissenschaft. Die Regeln und Axiome bildeten geschichtlich den Anfang. Man ging von unnachweisbaren, von sich selbst einleuchtenden Grundsätzen aus und stieg hinunter von Folgerung zu Folgerung, schliesslich zu Verwertungen im praktischen Leben. Die Sprachlehre aber hat mit den konkreten Wort- und Satzgebilden des Lebens begonnen. Das Volk schafft die Sprache; die Gelehrten erforschen das vom Volk Geschaffene, holen sich die logischen Gesetze heraus — denn die Schöpfungen des Volkes tragen immer das Gepräge der gesunden Vernunft —, gliedern sie nach ihren Beziehungen und stellen sie systematisch zusammen zu einer gebundenen Theorie, die eben Grammatik heisst. Sprache ist Leben; Grammatik ist systematisches Lebensgepräge. Der grammatikalische Unterricht muss auch wieder Leben und Lebensgepräge sein. Alles was Leben offen-

bart, interessiert die Kinder. Auch der Grammatikunterricht kann lebendig werden und die Jugend in Bann nehmen. Er soll aber mit den Beispielen beginnen und vor allem diese Beispiele aus dem konkreten Leben der Schüler schöpfen. Diese lebensnahen Ausdrücke oder Wendungen beobachten, sie untersuchen, sie vergleichen, aus ihnen Folgerungen ziehen, schliesslich an ihnen die Regel formulieren und diese in neuen Angleichungen verwirklichen, das alles bedeutet wiederum Leben und lebendigen Grammatikunterricht.

Die Methode ist heute wohl bekannt: es ist die Arbeitsmethode, die gleiche, die wir in Botanik, in Zoologie, in Physik anwenden. Wir könnten sie für den Grammatikunterricht in diese kurze Formel prägen: Grammatik aus dem Leben heraus, Grammatik in das Leben hinein. Von dieser Methode dürfte auch der Grammatikunterricht ein Stück Beliebtheit erhoffen. Ein Mindestmass von Liebe zur Sache muss in jedem Fach beim Schüler vorhanden sein, sonst bleibt der Unterricht freudlos und schlussendlich auch erfolglos. Sokrates meinte betreffs eines Schülers, den man ihm anvertraut hatte: „Was kann ich ihn wohl lehren? Er liebt mich ja nicht.“ Ohne einen Strahl von Liebe von Seiten des Schülers kann der beste Lehrer nichts ausrichten. Aber auch ein Fach findet wenig Gehör bei den Schülern, die dafür keine Herzensfaser haben.

Wir dürfen nun auch hier induktiv unsere Folgerungen ziehen. Vorausgesetzt also, dass die jungen Menschen an den Wert des Grammatikunterrichts glauben und dass sie für ihn ein Mindestmass von Begeisterung spüren, kann er auch auf die Tiefen der Seelen eine ethische Wirkung ausüben und folglich erzieherische Werte zeitigen.

Erstens gibt der mit Ernst und Fleiss besuchte Grammatikunterricht die Sicherheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck. Mit diesem Vorteil hängt aber die sprachliche Selbstbeherrschung eng zusammen.

Meister in Wort und Schrift wird nur derjenige, der in sich vertrauen kann, der im rechtmässigen Bewusstsein seiner Kräfte und seines Wissens rechnen darf, seine Aufgaben zu lösen und seine Ziele zu erreichen.

Zweitens führt der Grammatikunterricht die Schüler in den sprachlichen Formenkult ein. Die Wörter, die Sätze, die Gefüge haben, sozusagen wie das Buch, ihre „Aufmachung“. Sie machen Eindruck auf Aug und Ohr; sie entsprechen diesen beiden Sinnen der Kunst oder entsprechen ihnen nicht; folglich gewinnen sie den Leser und den Zuhörer oder lassen ihn kalt. Der junge Mensch aber, dem das Herz noch von Ehrgefühl schlägt, wird sich bestreben, seinen Ausdruck ästhetisch zu gestalten. Die grammatikalische Einführung in den Formenkult der sprachlichen Gebilde wird ihm den Kunstsinne verfeinern.

Wir könnten drittens beifügen, dass der Grammatikunterricht, durch seine Sinndeutungen, seine Wort- und Satzzergliederungen, seine Annäherungen und Vergleiche, seine psychologischen Erklärungen die Schüler an Genauigkeit und Folgerichtigkeit gewöhnt. Vielleicht wäre es nicht verwegen, die Behauptung aufzustellen, dass in einem guten Grammatikschüler gewöhnlich auch ein intellektueller Präzisionsarbeiter, ein Philosoph steckt. Zudem eignen sich jene Fächer, welche die jungen Menschen an Logik und Scharfsinn gewöhnen, sie über die Anschauung hinaus, über das Gefühl und die Phantasie erheben, zur Bildung und Stärkung des Willens. Schliesslich sind uns die Schüler nur für das dankbar, was ihnen nach der Schule bleibt und hilft, und das ist doch der energische und unverdrossene Wille.

Parmil.

## Von der Grammatik und vom Geist der Sprache

A. *Das Studium der Grammatik aus praktischen Gründen.*

*Grammatikunterricht ist — auf allen Schulstufen — notwendig zur Sicherung schwankenden Sprachgefühls.*

Der Schöpfer der wissenschaftlichen deutschen Sprachlehre, Jakob Grimm, schreibt im Vorwort zum ersten Bande seines gewaltigen Werkes, „dass jeder Deutsche, der sein Deutsch schlecht und recht weiss, d. h. ungelehrt, sich eine selbsteigene, lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen“ dürfe.

Ist die Behauptung nicht eindeutig? Und besitzt sie nicht, von einem genialen Sprachlehrer ausgesprochen, genügend Beweiskraft? Gemach! Grimm geht von den Verhältnissen in Deutschland aus, nicht von den schweizerischen. Wir lernen das Hochdeutsche als eine Art Fremdsprache, und solange Schweizer sich der Hochsprache bedient

haben, sind ihnen Schwierigkeiten in den Weg getreten. Man denke nur an Albrecht von Hallers „Versuch schweizerischer Gedichten“. Und wie sollten gar unsere Buben und Mädchen, die nur ihre Mundart kennen, wenn sie in die Schule kommen, sich auf ihr Sprachgefühl verlassen können, das ja aus einem Dialekte genährt wird, der Nominativ und Akkusativ nur noch selten unterscheidet, den Genitiv aus dem Schema der Deklination verloren hat, von einem Imperfekt und Futurum nicht mehr weiss und in zahllosen Fällen auch syntaktisch ganz anders baut, als das Hochdeutsche. Es ist schon so: „Unsere Mundart hindert aus der Massen sehr, gut deutsch zu schreiben“, um ein Wort Luthers aus seinem Sendbrief vom Dolmetschen abzuwandeln.

„Aber die Gebildeten?“ wendet man ein. Die Gebildeten? Selbst wer zehn Jahre oder länger vor einem Lehrerpult gesessen hat, weiss in zahlreichen, auch im täglichen Le-